

Schwätze wie n amm de Schnabel gwachse n isch : Daten und Fakten zur ENTstehung und ENTwicklung des sanggaller Dialekts

Autor(en): **Riklin, Adrian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **3 (1996)**

Heft 24

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-885828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schwätze wie n amm de Schnabel gwachse n isch

DATEN UND FAKTEN ZUR ENTSTEHUNG UND ENTWICKLUNG DES SANGGALLER DIALEKTES

En hälle Neujohrsmorge lueget zu
ale drei Fenschtere n ii. De ver-
schneit Maartplatz isch ganz
sonntäglech still. Hüt höört me kei
Geissle chleppe, und es send o nöd
schüli mit Federwäge wie söscht.
Dr Wenige, wo me secht, send tun-
kelgröscht; de Schnee liit uf beide
Site vo de frisch pfade Wäg eso
schüli. Die erni Füess nöd
schüli. Die Cope höört me n e
Tram; s töönt dor d Voorfenschter
dore no liisli, wie vo wiit häär. S
isch s bössum luege, wie die
Wänt am Rendermaart
Länge de Hüser nochefahred, denn
mer de Bömme vom Obscht-
maart fascht ganz verschwinded,
bis si bim Hechtbronne n onne
wider zum Vorschü chomed. Dä
Grüe vo de Tram ischt di einzig
Farb i däre Wält vo Wüss und
Grau mit de schwarzgröschte
Lüüte. Aber s Schönscht send halt
d Bömm, die hööche n amerikaani-
sche Lende vom Aalägli und d
Kaschtanie n uf em Maart. Uf de n
Äschte liit Schnee, und dezue ane
ischt jedes Zwügli volle Pigg. Das
häts i däre n iischaalte, näblige
Nacht ggee. Au d Strüücher im
Aalägli hanged ganz voll. De
Himmel ischt grau, aber eso häll,
dass me merkt, d Sonn cha gäär
nöd so schüli wiit ewääg sii.

AUSSCHNITT AUS: AM AALTE MAARTPLATZ
Z SANT GALLE, MUNDARTROMAN VON
FRIDA HILTY-GRÖBLI; VERLAG
ZOLLIKOFER & CO., ST.GALLEN 1951

DIE SANGGALLER MUNDART GEHÖRT WIE DAS SCHWEIZERISCHE ÜBERHAUPT ZU DEN ALEMANNISCHEN MUNDARTEN DES OBER-DEUTSCHEN GEBIETS. INNERHALB DER SCHWEIZ KANN DIESER DIALEKT ZU EINER NORDÖSTLICHEN GRUPPE GERECHNET WERDEN, WELCHE DIE KANTONE SCHAFFHAUSEN, THURGAU, DEN GROSSTEN TEIL DES KANTONS ST. GALLEN UND DIE KANTONE APPENZEL INNER- UND AUSSER RHODEN UMFASST. AUS DIESER LÄSST SICH DANN DAS FÜRSTENLAND MIT DER STADT ST. GALLEN UND DER ÖSTLICHE TEIL VOM THURGAU ALS MEHR ODER WENIGER GESCHLOSSENEN GANZES AUSSCHIEDEN. LAUTVERSCHIEBUNGEN ZEUGEN DAVON, DASS DER DIALEKT EIN LEBENDIGES PHÄNOMEN IST, WELCHES SICH STETS ÄNDERT. NIEMAND WEISS, WIE IN HUNDERT JAHREN IN ST. GALLEN GESPROCHEN WIRD...

VON ADRIAN RIKLIN

Wenn im Jahre 1996 ein junger Flawiler in einer St. Galler Beiz um Zucker bittet, dann wird er wohl nicht gleichzeitig seine Herkunft verraten. Und umgekehrt entpuppt sich ein junger Stadtsanggaller in einer Flawiler Kneipe auch nicht mehr aufgrund der Art wie er «Zucker» sagt. Die Lautunterschiede zwischen FürstländerInnen und OberthurgauerInnen sind heute fast nicht mehr auszumachen. «Freilich war es einmal keineswegs dasselbe, was man innerhalb des Weichbildes der alten Stadtrepublik und was man draussen auf der Landschaft sprach», erklärt Hermann Bauer in seinem Buch *Gad ase*. «Man unterschied sich als Bürger von den fürst-äbtischen Untertanen vor den Toren nicht nur politisch-rechtlich und konfessionell, sondern auch sprachlich». Während Bürgerfamilien «Zokker», «Beck», «teenke» oder «Dräck» sagten, sprachen ländlich-katholische Ostschweizer von «Zogger», «Begg», «teenge» oder «Drägg».

Im Verlauf der Zeit und der grösser gewordenen Konzilianz ergab sich ein

einheitlicheres Sanggallertütsch. Heute hört man sowohl von Zogger wie auch von Zokker reden, sofern es nicht schon gut deutsch Zucker heisst. Welcher jugendliche St. Galler redet heute noch von einem «Bomm», «Tromm» oder vom «Moo» über der Stadt?

Mundart im Wandel

1896. Oben in der Metzgergasse. «Hondert Gramm Rindsfläsch», bestellt ein Kunde. Schon wenige Jahre später, anfangs dieses Jahrhunderts, betreten junge Lehrlinge die Metzgerei und bestellen nicht mehr Rindsfläsch, sondern Rindsfleisch: Eine Lautverschiebung.

Wie sich die St. Galler Mundart bezüglich der Lautverschiebungen in diesem Jahrhundert allmählich verändert hat, beschreibt schon Ernst Hausknecht in einem Aufsatz aus dem Jahre 1916. Sagte man im Mittelhochdeutschen noch Fleisch, Leiter, Geist oder Teig, so hörte man im St. Gallen der Jahrhundertwende vor allem Flasch, Latere, Gascht oder Tag. Heute sind die langen a nur noch selten hörbar. Geblieben ist es beispielsweise noch bei «hamm goh» anstelle von «hei goh». Schon im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts stellte Hausknecht ein starkes Eindringen von Schriftsprachlichem ein an Stelle vom langen a fest: «Die ästhetische Seite unseres Stadt-St. Gallischen Idioms würdigte ein Westschweizer, dem unsere Mundart als die lieblichste der deutschen Schweiz erschien; auch passe sie vorzüglich zum Charakter der Leute. (...) Für den Westschweizer war offenbar das Vorherrschen der hellen Vokale und das gänzliche Fehlen der überoffenen, «breiten» a, ai und ae ausschlaggebend. Doch dies ist nicht das echte, alte Gewand unserer städtischen Mundart; denn die Sprache der ältern Generation hebt sich durch die offene Lautqualität von der jüngern deutlich ab. Es ist, als ob sich die heute Lebenden der angestammten farbigeren, aber auffälligeren Tracht schämen und das nach der Mode oder besser nach der Schriftsprache zugestutzte Kleid angelegt haben».

Fast achtzig Jahre später schreibt der St. Galler Dichter Christian Mägerle unter dem Titel «Sanggaller» ein lyrisches Plädoyer für den ursprünglichen St. Galler Dialekt: *D Sanggaller, säged vili, / die redet so hell; / ehri a, ehri ä, / die töndet vil z grell. / i wiiche nöd ab, / kei Jota, kei Hoor; / es bestoht denn au kei Verdunkeligsfohr.*

Mundart als ethischer und politischer Wert

Vor dem ersten Weltkrieg bestanden starke Tendenzen zum Hochdeutschen; die öffentliche Kommunikation war in weiten Teilen bereits von der Schriftsprache beherrscht, Philologen errechneten schon die Termine für das Aussterben der Mundarten. Die beiden Weltkriege aber liessen in der Schweiz eine «geistige Landesverteidigung» gegen das Deutsche wachsen, eine «Schwyzer-Schproch-Bewegig» förderte die Mundart, sodass noch heute das Hochdeutsche für viele Schweizer als Fremdsprache empfunden wird.

1936, drei Jahre vor dem zweiten Weltkrieg, schreibt Hans Hilty in seinem Geleitwort zur Mundartliedersammlung *Chomm mit, mer wend üs freue*: «Während lange Zeit in gewissen Kreisen von der Zerstörung und Auflösung der Mundarten gesprochen und ihr baldiger Untergang vorausgesagt worden ist, glaubt man heute wieder an die Lebenskraft unserer Volkssprache und schätzt ihren ethischen und politischen Wert wieder höher ein». Otto von Greyerz sah in der Mundart «eines der gegebenen Mittel zur Erhaltung unserer Unabhängigkeit nach aussen und des demokratischen Geistes im Innern. Wenn wir die Gefahr der sprachlichen Verarmung und der geistigen Überfremdung bannen wollen, müssen wir auch etwas tun». Auf unseren Willen käme es an, auf unsere Bereitschaft, das was unser eigen und uns teuer sei, zu verteidigen. An den Gebildeten liege es, mit dem Beispiel der Sprachachtung und -pflege voranzugehen und an der Lehrerschaft, dem natürlichen Sprachgefühl der Kinder mit Liebe zu begegnen.

Ein Jahr später, 1937, legt Hans Hilty, Vater des inzwischen verstorbenen St. Galler Schriftstellers Hans Rudolf Hilty und verheiratet mit der Dialektdichterin und Künstlerin Frida Hilty-Gröbly, eine Mundartliedersammlung vor: *Chomm mit üs go singe*, mit Vertonungen von Ostschweizer Komponisten wie Paul Baumgartner, Max Haefelin, Siegfried F. Müller, Paul Schmalz und anderen.

Mundart als Antinazisymptom

«Im Anfang war das Wort oder doch der Laut», notiert Georg Thürer in seiner 1944 im Huber Schweizer Spiegel Verlag Zürich erschienenen Schrift *Wesen und Würde der Mundart*. «Die Sprache war jahrtausendlang hörbar, ehe sie in der Schrift sichtbar wurde. Sprechen konnte jeder

der Rütlimänner, schreiben war den meisten unvertraut. Sie gaben sich das Wort, nicht die Unterschrift. Die Bundesbriefe schrieb man zum Verlesen und Anhören. Sie wurden schweizerdeutsch beraten und seit 1315 in einem Deutsch abgefasst, dem man den mundartlichen Tonfall anhört. Erst ein Menschenalter nach Ulrich Zwingli entschied sich das oberdeutsche Sprachgebiet in Kirchen und Kanzleien für das aus dem Mitteldeutschen hervorgegangene Neuhochdeutsch Luthers. Seither gerieten die oberdeutschen Mundarten, die auf dem mittelhochdeutschen, zum Teil sogar auf dem althochdeutschen Lautstand verblieben waren, ins Hintertreffen. Das verunmöglichte in der Schweiz im guten wie im schlechten die Bildung einer eigenen schweizerdeutschen Schriftsprache».

Dass Georg Thürer sich gerade 1944 so leidenschaftlich für die Pflege der Mundart einsetzte, verwundert nicht – der gebürtige Glarner, seit Jahrzehnten im St.Gallischen wohnhaft und lange Zeit an der hiesigen Hochschule unterrichtend, gehörte zu einer Gruppe von Intellektuellen, die sich vehement für die Schweizer Mundarten einsetzten – als Widerstand gegen den Sprachimperialismus der Nationalsozialisten. Thürer glaubte ausserdem, «dass die Volksherrschaft mit ihrem Pressewesen die ursprüngliche Volkssprache gefährdet, denn viele Begriffe und Wendungen der Zeitungsspalten fliessen in die Volkssprache ein und verwässern sie. Daher sind die meisten Politiker vom Gemeinderat von Hintermenden bis hinauf zu hohen Räten zu Bern Sprachpanscher wider Willen. Sie betonen die Schriftsprache mundartlich und durchsetzen die mundartliche Rede mit hochdeutschen Brocken».

Hochblüte der Mundartlyrik

Die dreissiger und vierziger Jahre: Eine Hochblüte der Mundart-Lyrik. Liebevollen, wehmütigen, heimatlichen und feinfühligem Texten entstanden zu Hauf. Auffallend dabei: Die Mundart-Lyrik und auch -prosa dieser Zeit war eine eindeutige Frauendomäne: Frida Hilty-Gröbly, Clara Wettach, Liseli Müller, Dora F. Ryttemeyer, Klara Müller, Lina Locher, Bertha Hagger, Dora Pupikof, Emmy Pfändler, Luisa Hinder oder Hanna Engler – Namen von Sanggallerinnen, die mit ihren Gedichten, Sprüchen, Liedtexten oder Geschichten bewiesen haben, wie farbig, gefühlsvoll und sinnlich Mundartlyrik sein kann.

Lokalpatriotismus sanggallischer. Prägung hin oder her – für die Deut-

schene gelten die nordostschweizerischen Mundarten noch immer als die am ehesten verständlichen Schweizer Dialekte. Eine Tatsache, die Hermann Bauer, den grössten St.Galler Mundart-Feldforscher aller Zeiten, in seinem Buch *Gad ase – ein Sanggaller Lesebuch*, zu folgender Einleitung bewog: «Mit unserer Mundart ist es so eine Sache! Meint ein Deutscher, er verstehe sie am besten von allen Schweizer Mundarten, weil sie in seinen Ohren am normalsten tönt, weil sie ihrem Lautstand nach dem Hochdeutschen am nächsten steht, so ist das für manche Schweizer Grund zum Verdacht, wir sprächen ja schon «halb hochtutsch». Sagt ein Welscher, das St.Galler Idiom dünke ihn das feinste und zierlichste, so wird das wiederum zum Anlass, uns wegen der hellen (grellen) Aussprache und der fehlenden überoffenen a, ai und ä wegen für weniger urchig und fast ein bisschen überfeinert und farblos zu halten. Uns selbst aber beschleicht deswegen hin und wieder das Gefühl, es müsse ja schon etwas kurios sein an der Art und Weise, wie uns der Schnabel gewachsen ist und wie wir ihn betätigen. Und sind wir einmal unter lauter nichtsanktgallischen Eidgenossen und werden dabei unserer oder der Gäle eines Landmanns gewahr, so sagen wir uns: Wills-gott, s hät öppis!»

Und doch: Minderwertigkeitsgefühle sind für Hermann Bauer deplaziert. Auf was kommt es an im Umgang mit unserer Mundart? «Verzicht auf unnötige schriftdeutsche Anpassungen; sich stets erinnern, ob es dafür keinen Dialektausdruck gibt; nicht schriftdeutsche Lautgebung übernehmen, wo wir eigene haben, also beispielsweise nicht Zucker, sondern Zocker oder Zogger, nicht rund, sondern rond, nicht gsund, sondern gsond sagen und wo immer möglich bloss modische Fremdwörter meiden (effektiv!). Der Art, wie uns Sanggallern der Schnabel gewachsen ist, treu bleiben, bedeutet nicht «nööchberle», weder «uf Zöri abe» noch in Richtung Bundesrepublikanien und schon gar nicht in Richtung überhandnehmender Anglisierung unserer Sprache. Hier erfüllen Elternhaus und Schule tatsächlich eine wichtige Aufgabe. Hier sollte aber auch jeder erwachsene Sanggaller sich selbst und seiner Sprache gegenüber eine Verpflichtung fühlen und Manns bzw. «Fraus» genug sein, zu einer angestammten Mundart zu stehen», schreibt Bauer in einem Beitrag für das Jahrbuch *Gallusstadt* von 1980.

Anglisierte Mundart?

Und heute? Hermann Bauers Mahnworte vor der «überhandnehmenden Anglisierung unserer Sprache» stammen aus dem Jahre 1980. Seither hat sich der «Eroberungszug» der englischen Sprache via elektronische Medien weiter fortgesetzt. Goofe sind Kids, s Läbe isch häwi, und wenn wir uns entschuldigen, sagen wir «sorry». Ein kurzes «Hei» hauchen wir uns zur Begrüssung, den Tschop erledigen wir iisi, und Snoubordfahre isch kuhl. Der Wortschatz der «hütige Juced» besteht auch in St. Gallen aus immer mehr englischen oder zumindest aus dem Englischen stammenden Begriffen. Und wenn sich auch St.Gallen zu einer multikulturellen Gesellschaft entwickeln würde, dann werden wohl bald auch Ausdrücke aus anderen Sprachen in den Sanggaller Dialekt einfliessen. So dürfen wir gespannt sein auf weitere Lautverschiebungen und multikulturelle Wortkombinationen. Altes wird sich auflösen oder bis zur Unkenntlichkeit verändern, Neues aber auch entstehen – die Sprache bleibt lebendig. Wer weiss: Vielleicht gehen sich unsere Urenkel ja weder auf den Gascht noch auf den Geist, sondern auf den Goust...

Quellen:

«Gad ase» von Hermann Bauer; Ophir Verlag St.Gallen, 1993. – «dtv-Atlas zur deutschen Sprache» dtv-Verlag, 1978. – «Mein St.Gallen» von Richard Butz, Verlagsgemeinschaft St.Gallen, 1994. – «Wesen und Würde der Mundart» von Georg Thürer, Huber Schweizer Spiegel Verlag, 1994.

VON LISELI MÜLLER; IN HANS HILTYS

«(HOMM MIT,

MER WEND ÜS FREUET) 1936

Du hetsch nöd söle vo mer go.
Jetz lig í z' Nacht so truurig doo.
weíß keís wíe-n-í verlooore bí –
ísch mer,
chönt gstorbe síí.
I los í d' Nacht,
's föörcht mer fascht.
Es freut mí nünt.
schwerí Lascht
em Herz,
en Steí –
und

Dialektos

Dialekt stammt aus dem Griechischen *dialektos* und heisst die Unterredung, dann die Art des Redens, die Rede-weise. Das Wort wurde in gleicher Form ins Lateinische übernommen. Bei Sueton ist von *dialectos doris*, dem dorischen Dialekt, die Rede. Gemeint waren die verschiedenen landschaftlich geprägten Varianten des Griechischen. Das griechisch-lateinische Wort wurde nachweisbar bei Spee (1634) in der Vorrede zur «Trutznachtigall» im Deutschen gebraucht.

Vom Althochdeutschen zur Mundart

Althochdeutsch wird jene Schreibsprache genannt, die zwischen dem 8. und dem 11. Jahrhundert in der Überlieferung auftaucht und einen gewissen Stand der 2. Lautverschiebung zeigt. Mit dem Werk von Notker Labeo von St. Gallen (1022 gestorben) ist die Zeit, in der Althochdeutsch geschrieben wird, im wesentlichen vorbei. In der Mitte des 11. Jahrhunderts setzen erst wieder langsam schriftliche Aufzeichnungen deutscher Sprache ein, die man «frühmittelhochdeutsch», nach 1150 «mittelhochdeutsch» nennt. Dieses neu entwickelte Graphemsystem berücksichtigt Sprachwandlungen, die – in den verschiedenen Dialekten verschieden stark – oft schon in (spät-)althochdeutscher Zeit sich vollzogen hatten.

Solange die neuhochdeutsche Schriftsprache nur Schreibsprache war, bestand kein Anlass, Dialekte zu erforschen und aufzuzeichnen. Wenn die Sprachforscher des 16./17. Jahrhunderts sich mit der Mundart beschäftigten, dann mit den Problemen, die gesprochene Sprache im Gegensatz zu geschriebener bot. Das Wort «Mundart» selbst ist 1640 bei Zesen zuerst belegt; die Bildung betont den gesprochenen Aspekt dieser Sprachform und nicht den regionalen, wie es heute der Fall ist. Übrigens ist die künstliche Bildung «Mundart» ein Gelehrtenwort geblieben. Das Wort der Mundartsprecher heisst «Dialekt» (süddeutsch) oder «Platt» (norddeutsch).

Die eigentliche wissenschaftliche Beschäftigung mit der Mundart begann im 19. Jahrhundert im Rahmen der Erforschung der Sprachgeschichte und historischen Grammatik des Deutschen. Man entdeckte die Dialekte als eigenständiges Gebilde, im Gegensatz zur Hochsprache, als das Ergebnis einer kontinuierlichen organischen Entwicklung. Eine neue Stufe der wissenschaftlichen Erforschung der Dialekte beginnt zu dem Zeitpunkt, da die Phonetik das Rüstzeug für adäquate Beschreibung der Laute zur Verfügung stellt und auch Schattierungen eines Lautes noch kennzeichnen kann.

Schwizertütsch

Das Schweizerdeutsche ist keine einheitliche Sprache, sondern setzt sich aus vielen regionalen Untermundarten alemannischer Prägung zusammen. Diese werden in Stadt und Land, hinauf bis in die höchsten sozialen Schichten gesprochen.

Das Schweizerdeutsche ist nicht nur regional, sondern auch sozial gegliedert. Berühmt waren die Verhältnisse in Bern: da gab es ein Patrizierberndeutsch, das sich durch eine besondere Nähe zum Französischen auszeichnete; darunter stand die Sprache des alteingessenen Bürgertums, die an archaisierenden Formen reich war; die Zugewanderten sprachen eine den umliegenden Landmundarten verpflichtete Sprache. Eine besondere Stellung nahm die Sprache der Industriearbeiterschaft ein, das «Mattenenglisch», durchsetzt mit Wörtern aus der deutschen Gaunersprache.

Der übrige hochdeutsche Sprachraum steht im Gebrauch der Mundart zwischen dem extremen Niederdeutschen und Schweizerdeutschen. Mundart und Hochsprache sind soziologisch wie sprachlich nicht so weit voneinander entfernt.